



## Inhalt

<i>Paul Vincze</i> – Bin ich geliebt? . . . . .	7
<i>Christiane Schneider</i> – Pure Gnade . . . . .	21
<i>Luisa Wehner</i> – Nur auf Gott vertraut still meine Seele . . . . .	31
<i>Jonathan Seit</i> – Der verlorene Sohn . . . . .	41
<i>Dr.-Ing. Agnes Schubert</i> – Überwältigt von der Liebe Gottes . . . . .	57
<i>Markus Hartmann</i> – Wozu lebe ich überhaupt? . . . . .	73
Erste Schritte im Glauben . . . . .	92

*Mir wurde auf einmal klar:  
Nichts kann mich trennen  
von der Liebe Gottes!*

*Paul Vincze*





**Paul Vincze**, Jahrgang 1985, ledig,  
Physiker

## **Bin ich geliebt?**

Bin ich wirklich geliebt? Lange Zeit konnte ich diese Frage nicht mit Ja beantworten.

Nehmen wir nur die Zwei in der Klassenarbeit. Es war tatsächlich nur eine Zwei, die ich im Mathetest hatte.

„Florian, kann ich heute noch mit zu dir?“, fragte ich meinen Klassenkameraden.

„Klar, komm mit.“

Ich sagte daheim nicht Bescheid, dass ich noch zu meinem Freund gehen würde. Ich war damals in der dritten Klasse und noch nie unangekündigt länger weggeblieben. Das würde richtig Ärger geben. Ich blieb ziemlich lange. Irgendwann sagte Florians Mutter: „Paul, musst du nicht langsam auch heim?“

Als ich zu Hause ankam, hatte sich meine Mutter tatsächlich große Sorgen gemacht. Doch gleich fiel

ihr ein: „Was ist eigentlich mit dem Mathetest?“ Als sie von der Zwei hörte, gab es den Ärger, den ich so sehr zu vermeiden versucht hatte. Sie war sehr wütend wegen meiner „schlechten“ Note. Ich hätte lieber Ärger bekommen, weil ich unangekündigt zu spät gekommen war. Aber es war, wie ich befürchtet hatte: Dass es diesmal nur eine Zwei war, enttäuschte meine Mutter weitaus mehr.

Damals war ich nur ein kleiner Stöpsel, aber das Gefühl, den Ansprüchen, die mir auferlegt wurden, nicht zu genügen und einfach nicht gut genug zu sein, begleitete mich lange Zeit. Schlimmer wurde es am Gymnasium. Dort war ich von Anfang an Außenseiter und wurde gemobbt. „Paulquappe!“, sagten sie, statt mich bei meinem Namen Paul zu rufen. „Muräne!“, schimpften sie mich immer wieder – in Anlehnung an meine rumänische Herkunft – und immer wieder: „Streber!“

Wenn ich keine Eins hatte, war es nicht gut wegen der Reaktionen daheim, und wenn ich eine hatte, dann war es fast noch schlimmer wegen der Reaktionen in meiner Klasse. Ich war immer sensibel gewesen und wusste nicht, wie ich mich wehren sollte. Daher tat mir so etwas immer sehr weh und ich zog mich zurück. Freunde hatte ich keine. Ich war es wohl nicht wert, welche zu finden.

\*

Als ich 18 war, sah es düster um mich aus. Meine Eltern hatten sich getrennt. Ich war einsam, leer, unglücklich verliebt, depressiv und hatte mittlerweile sogar Selbstmordgedanken. Wozu war ich überhaupt da? Was sollte das alles? Was für einen Sinn machte es noch, sich abzustrampeln? Wie sollte es weitergehen? Das wusste ich nicht.

Ich suchte Freunde. Nach und nach entwickelte sich schließlich ein engerer Kontakt zu Tobias, mit dem ich schon eine Weile im Fußballverein kickte. Er wurde für mich mehr und mehr zu einem guten Freund. Doch dann fing er an, von Jesus zu erzählen, und ich dachte, dass er es nur mit mir ausgehalten hatte, weil sein Glaube es ihm vorschrieb.

Ich war gegen den Glauben an Jesus. Tobias verstand das. Er versuchte auch, wirklich nachzuvollziehen, wie es mir geht und warum ich Vorbehalte gegen den Glauben hatte. Außerdem zeigte er mir, dass er mein Freund sein wollte, ganz gleich, was ich über Jesus dachte.

Das war bei mir ein entscheidender Knackpunkt, denn ich konnte mich jetzt unvoreingenommen mit Jesus beschäftigen. Ich fing an, in der Bibel zu lesen. Ich sah meine trüben Gedanken und meine Verlorenheit und wusste bald, dass ich Jesus brauchte. Als ich beschloss, mit Jesus zu leben, sprach mein Freund mir ein einfaches Gebet vor und ich sprach es nach. Ich weiß noch, dass

ich dachte: *Jesus, wenn es dich gibt, dann mach du! Verändere du mein Leben!*

Mein Leben änderte sich tatsächlich – einiges sofort, anderes nach und nach. Bis heute ist das der wichtigste Tag in meinem Leben. Einige Dinge sollten mich aber auch lange Zeit danach noch beschäftigen.

\*

Ich hoffte, in der freikirchlichen Gemeinde, in die ich nun ging, eine neue geistliche Familie zu erhalten. Tatsächlich fand ich dort endlich Freunde, worüber ich mich sehr freute. Leider kam jedoch die Zeit, in der nacheinander alle guten Freunde aus verschiedenen Gründen die Stadt und somit die Gemeinde verließen.

Da merkte ich, dass mich gar nicht alle in der Gemeinde mochten. Es wurde von der Liebe Gottes geredet, aber das bedeutete, dass wenig gelobt und viel ermahnt wurde. Als ich von meinen Schwierigkeiten in meinem mühsamen Physikstudium erzählte und aufmunternde Worte zu hören hoffte, hieß es: „Du bist ein schlechtes Zeugnis für Gott. Du musst dich mehr anstrengen.“

Als ich unter großer innerer Aufgeregtheit in der Jugendgruppe eine Andacht hielt, hieß es hinterher: „Wir brauchen hier keinen Entertainer, du musst nüchterner werden.“

Als ich so gerne im Hauskreis mit dabei sein wollte, weil mir ein geistlicher Austausch fehlte, hieß es: „Der ist erst ab 23 Jahren, und du bist noch 22. Wir machen keine Ausnahme.“

Als ich einen eigenen Hauskreis gegründet hatte, hieß es: „Du warst die letzten beiden Male sonntags nicht da. Dann solltest du auch keine Impulse in einem Hauskreis beisteuern.“

Ein anderes Mal hieß es: „Halt die Klappe, du hast nichts zu melden. Du bist nicht bewährt. Wenn du deine Meinung sagen willst, dann geh woanders hin!“

All diese Worte trafen mich hart, denn ich hatte immer gehofft, dass es in Gemeinden herzlicher und feinfühlicher zugeht. Ich konnte mir nicht vorstellen, die Gemeinde zu verlassen, aber ab einem gewissen Punkt kamen mir bei der Vorstellung, ich müsste wieder hingehen, jedes Mal die Tränen.

Nachdem ich sechs Jahre lang praktisch Woche für Woche in der Gemeinde und in der Jugendstunde gewesen war und schließlich ging, hielt niemand es für nötig, sich mal bei mir zu melden. Trotz meiner Anstrengungen hatte ich es nicht geschafft, in der Gemeinde Fuß zu fassen, geschweige denn eine geistliche Familie zu finden, so wie ich es gehofft hatte. Das konnte nur eins bedeuten: Nicht einmal eine christliche Gemein-

de konnte mich ertragen. Ich musste wirklich ein unangenehmer Mensch sein.

\*

Die folgende Zeit war sehr schwierig. Mein Vater war schwer krank geworden und hatte sich verschuldet; meine Mutter war arbeitslos. Ich hatte mittlerweile mit meiner Doktorarbeit begonnen und hatte nur eine halbe Stelle. Das reichte jedoch nicht aus.

Um meine Familie zu unterstützen, nahm ich verschiedene Nebenjobs an. Ich arbeitete unheimlich viel und hatte kaum Zeit. Aus diesem Grund fand ich zunächst auch keine neue Gemeinde. Ich fühlte mich sehr allein. Über den Glauben konnte ich die meiste Zeit über mit niemandem reden. Eine Freundin hatte ich auch nicht. Letztlich war das für mich die stärkste und abschließende Bestätigung, dass ich ein schrecklicher Mensch sein musste. Immer wieder gingen mir Szenen aus der Vergangenheit durch den Kopf:

*Ein Kumpel ruft mich an und sagt: „Paul, Nora\* weiß alles. Sie weiß, dass du in sie verknallt bist. Sie lacht schon über dich.“*

---

Die mit \* gekennzeichneten Namen wurden geändert.